

Zocken um jeden Preis

David Groß war 26 Jahre lang glücksspielsüchtig und hat in dieser Zeit 75 000 Euro Schulden angehäuft

Glücksspielautomaten in Gaststätten und Spielhallen gehören zum Alltagsbild. Verwundlichend werden die blinkenden Geräte auch Daddelmaschinen genannt. Um harmloses Zocken geht es für viele Menschen aber nicht, wenn sie sich vor einen Automaten setzen. Sie spielen stundenlang, täglich, viele Jahre – weil sie süchtig sind.

VON SABINE DOLL

Bremen. „Wer weiß, wie alles gelaufen wäre, wenn ich nicht gleich beim ersten Spiel gewonnen hätte?“, sagt David Groß. Diese Frage bewegt den Bremer auch heute noch. Fast drei Jahrzehnte, nachdem er zum ersten Mal Geld in einen Glücksspielautomaten geworfen hat. Was, wenn der Automat nicht 50 Mark ausgespuckt hätte, eine Summe, für die der damals 20-Jährige in seinem Kellner-Nebenjob sechs Stunden lang arbeiten musste? Wären die nächsten 26 Jahre dann ganz anders verlaufen? Für David Groß sind diese Fragen, auch wenn sie von der Realität überholt sind, wichtig. Er will wissen, warum er glücksspielsüchtig geworden ist. Warum er ein halbes Leben lang dem großen Gewinn hinterherjagen musste, dafür alles aufs Spiel setzte – obwohl er wusste, dass er längst verloren hatte.

David Groß kommt aus einer Familie, in der Geld knapp war. Mit 15 hat er neben der Schule angefangen zu jobben, um sich Taschengeld zu verdienen und die Mutter zu unterstützen. In Gaststätten räumte er die Tische ab, kellnerte und verdiente dabei für einen Schüler nicht schlecht. Nach einem durchgearbeiteten Wochenende hatte er am Montagmorgen, wenn es wieder in die Schule ging, 70 Mark in der Tasche. Viel Geld, für das er lange arbeiten musste.

Der Automat verspricht ihm schnellere Gewinne, für einen vergleichsweise geringen Einsatz. Dass es funktioniert, hat er ja schon einmal erlebt. Warum dann nicht wieder? Und mit Geduld und größeren Einsätzen müssten auch größere Gewinne drin sein. Den Einstieg in die Glücksspielsucht hat David Groß nicht bemerkt. „Fünf Jahre lang ging alles ganz gut“, erzählt der heute 47-Jährige. „Ich spielte regelmäßig und hatte nicht das Gefühl, dass ich mir damit Probleme einhandelte. Zumindest nicht am Anfang.“ Die Probleme kamen, als die Einsätze immer größer wurden und die Gewinne nicht einmal mehr ausreichten, um sie auszugleichen. David Groß musste den ersten Kredit aufnehmen. Statt der geplanten 5000 Mark bot ihm die Bank günstige Konditionen für einen Kredit über 10000 Mark an. Er sagte nicht Nein, sah darin die große Chance, mit dem „überschüssigen“ Spielgeld die Schulden mehr als zurückzugewinnen.

„Natürlich hat das nicht funktioniert“, erzählt der 47-Jährige. Drei, vier Stunden am Tag verbrachte er in der Spielhalle. Montags bis freitags, damit Freunde, Partnerin und Familie nichts davon mitbekamen. David Groß war im Außendienst tätig, teilte sich Termine für Kundenbesuche selbst ein. Niemand konnte nachvollziehen, wann er wo genau unterwegs war. Flexible Arbeitszeiten, die seiner Sucht zugute kamen. Wann immer David Groß zwischen durch Zeit hatte, ging er spielen. Immer in der gleichen Halle, wo er Mitarbeiter, andere Spieler und das Terrain kannte. Niemand sollte ihn dabei sehen, wie er reinging. Damit das nicht passierte, schaute sich David Groß immer genau um, bevor er seine Automatenwelt betrat. Kam ihm ein Auto bekannt vor, bog er vorsichtshalber noch einmal um die Ecke.

David Groß hat immer an den gleichen Automaten gespielt. An seinen Glücksautomaten. Sie kannte er in- und auswendig, wusste wie sie tickten. Spielte jemand anders daran, war es für ihn kaum auszuhalten. „Es ging nicht mehr um Spaß“, sagt David Groß. „Es war wie Arbeit, wie ein Zwang, eine lästige Pflicht, der ich nachge-



Spielautomaten bergen nach Ansicht von Experten die größten Gefahren für Spielsucht.

FOTO: THOMAS DAMM

hen musste. Ich musste spielen. Um die Schulden zurückzuzahlen, um wieder in mein Leben zurückzukönnen.“

Das Geld kam nicht rein. Dafür wuchsen die Schulden. David Groß nahm einen Kredit nach dem anderen auf. Die Bank machte ihm Angebote, umzuschulden. Mit jedem weiteren geliehenen Betrag wurde das Aufhören noch unmöglicher, als es ohnehin schon war. „Ich spielte, um die Schulden auszugleichen.“ Ein unmögliches Unterfangen. Alles wurde nur noch schlimmer. Spielen, Leben und der immer größer werdende Kredit mussten bedient werden. David Groß begann, seine Firma zu betrügen. Er unterschlug Einnahmen, die er bei Kunden abholte. Niemand bekam etwas mit, weil er geschickt mit den Kundenkonten jonglierte, Beträge hin- und herschob,

und immer wieder kleine Summen von einem Konto zum anderen transferierte, kleine Gewinne einzahlte. Jahrelang ging das so.

„Irgendwann konnte ich nicht mehr“, schildert David Groß. „Ich hielt das alles nicht mehr aus.“ Die Schulden waren ihm über den Kopf gewachsen, das Verstecken, der Druck des Doppellebens machten ihn fertig. Groß gab alles zu. Bei seiner Partnerin, seiner Firma, zeigte sich selbst an. Niemand hatte etwas bemerkt, 26 Jahre lang nicht. „Man wird gut im Lügen und Betrügen“, sagt er. „Dafür geht die ganze Energie drauf.“ 75 000 Euro Schulden hat David Groß gemacht, 26 000 Euro davon bei seinem Arbeitgeber unterschlagen.

Seit August 2012 macht er eine Therapie im Behandlungszentrum Bremen-Nord, er

hat Privatinsolvenz angemeldet und sucht eine neue Arbeit. Seine andere Arbeit besteht darin, nicht rückfällig zu werden. Um das Risiko zu minimieren, hat er Kontrolle abgegeben, an seine Partnerin. Sie überprüft regelmäßig seine Kontoauszüge. „Ein Schritt, der Überwindung kostet, ohne geht es aber nicht“, sagt David Groß. Den Suchtdruck, wie ihn beispielsweise auch Alkoholiker und andere Abhängige kennen, spürt er im Moment nicht. Dass der Druck jederzeit wieder da sein kann, weiß er. Und hofft, dass er dann stark genug ist, ihm zu widerstehen. „Ich habe Angst davor, dass ich irgendwann denke: Ich bin jetzt stark genug, um einfach mal aus Spaß in die Spielhalle zu gehen. Weil es mir jetzt wieder gut geht.“

* Name von der Redaktion geändert

Suchtexperte fordert mehr Spielerschutz

Uni-Professor Gerhard Meyer sieht in Automaten große Gefahren / Kritik an geplanter Verordnung

VON SABINE DOLL

Bremen. Eine neue Spielverordnung soll das Glücksspiel an Automaten eindämmen. Der Entwurf aus dem Bundeswirtschaftsministerium von Philipp Rösler (FDP) sorgt bei Experten wie dem Bremer Uni-Professor Gerhard Meyer für Protest: „Alle Vorschläge, die von Suchtexperten zum Spielerschutz gemacht wurden, sind da nicht eingeflossen“, kritisiert der Leiter der Fachstelle für Glücksspielsucht. „Das Spiel an Automaten birgt das höchste Suchtpotenzial“, sagt Meyer. 75 Prozent der Spieler in den Beratungsstellen hätten ihr Geld an Automaten verzoxt. Dennoch werde von gesetzlicher Seite kaum etwas dagegen unternommen.

Zwischen 2006 und 2011 stieg in Deutschland die Zahl der Automaten von 183 000 auf mehr als 242 000, auch die Zahl der

Spielhallen nahm zu. Das bescherte der Branche einen kräftigen Einnahmen-Zuwachs: Der Bruttospielertrag – die Differenz zwischen Spieleinsätzen und Gewinn – verdoppelte sich in der Zeit auf rund vier Milliarden Euro.

Der neue Entwurf sieht vor, dass in Gaststätten künftig nur noch ein Automat stehen darf. Suchtexperte Meyer würde Automaten nur noch in Spielhallen erlauben. Die Einführung einer personenungebunden und damit anonymen Spielerkarte, ohne die ein Automat nicht funktioniert, hält er für unsinnig. Mit der Karte soll verhindert werden, dass Spieler gleichzeitig an mehreren Geräten spielen und Minderjährige von vornherein ausgeschlossen sind. Wirklich sinnvoll, so Meyer, sei nur eine personalisierte Zugangskarte.

Zwar halte der Entwurf an Regelungen und Beschränkungen für Einsätze, Höchst-

gewinne, maximale Verluste und die Spieldauer fest. Das sogenannte Punktespiel, mit dem die Automatenindustrie diese Reglementierungen erfolgreich aushebele, soll aber weiter erlaubt bleiben, kritisiert Meyer. Dabei wird eingeworfenes Geld in Punkte umgewandelt – dann gelten die gesetzlichen Regelungen nicht mehr.

Seit 2011 gibt es ein Landesspielhallengesetz, durch das unter anderem die geballte Ansiedlung von Spielhallen verhindert werden soll. Außerdem sind die Spielhallen-Betreiber verpflichtet, ein Sozialkonzept zu erstellen, in dem sie belegen, was zur Suchtprävention unternommen wird. Auch können sich Spieler selbst für ein Jahr sperren lassen, indem sie ein Formular ausfüllen und das in der Spielhalle abgeben. Und zwar in jeder der aktuell 166 Hallen in Bremen. Für Meyer sind das zwar grundsätzlich gute Ansätze: „Die Bemühungen der Länder bleiben nur ein Herumdoktern an den Symptomen, solange die Spielverordnung des Bundes keine echte Suchtprävention verfolgt.“



Gerhard Meyer

FOTO: KUHAUPT